
Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben

Kristen R. Ghodsee

edition suhrkamp

SV



SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Kristen R. Ghodsee

**Warum Frauen im Sozialismus
besseren Sex haben**

*Und andere Argumente
für ökonomische Unabhängigkeit*

Aus dem Englischen von Richard Barth
und Ursel Schäfer

Suhrkamp

Die Originalausgabe dieses Buches erschien 2018 unter dem Titel
*Why Women Have Better Sex Under Socialism. And Other Arguments
for Economic Independence* bei Nation Books (New York),
einem Imprint von Perseus Books und Teil der Hachette Book Group.

Erste Auflage 2019

edition suhrkamp

Sonderdruck

Deutsche Erstausgabe

© 2018, Kristen R. Ghodsee

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung

elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-07514-2

Für Hayden, Jo und Nana

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
Vorwort zur Originalausgabe	25
Einleitung: Vielleicht ist es Kapitalismus, woran Sie leiden	31
1. Frauen – wie Männer, nur billiger: Über Arbeit .	61
2. Worauf Sie sich gefasst machen sollten, wenn Sie in der Hoffnung sind: Über Mutterschaft	91
3. Hosenanzüge reichen nicht: Über Chefinnen . . .	127
4. Kapitalismus zwischen den Laken: Über Sex (Teil I)	163
5. Jeder nach ihren Bedürfnissen: Über Sex (Teil II)	189
6. Wahlurnen statt Barrikaden: Über Staatsbürgerinnen	225
Anmerkungen	253
Weiterführende Literatur	270
Danksagung	275



Elena Lagadinowa (rechts, mit Angela Davis) (1930-2017): Die jüngste Partisanin, die während des Zweiten Weltkrieges gegen die mit den Nationalsozialisten verbündete bulgarische Monarchie kämpfte. Bevor sie Vorsitzende des Komitees der bulgarischen Frauenbewegung wurde, machte sie einen Doktor in Agrarbiologie und arbeitete als Forschungsassistentin. Lagadinowa stand an der Spitze der bulgarischen Delegation auf der ersten UN-Weltfrauenkonferenz 1975. Da freie Märkte zur Diskriminierung jener führen, die Kinder austragen, so Lagadinowas Überzeugung, können Frauen in ihrer Doppelrolle als Arbeiterinnen und Mütter nur durch staatliche Eingriffe unterstützt werden.

(Mit freundlicher Genehmigung von Elena Lagadinowa.)

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Meine Erinnerungen lassen sich im Wesentlichen in vier Kategorien einteilen. Der erste Typ Erinnerungen ist historisch: eine lineare Abfolge bestimmter Ereignisse. Die Autofahrt von Sofia nach Zagreb 2009, um ein U2-Konzert zu besuchen, oder die Reise von Boston über Amsterdam und Nairobi nach Lusaka, um eine verehrte Stammesführerin zu interviewen. Andere sind intellektueller Natur: Ich erinnere mich an das erste Mal, als ich etwas über Hegels Dialektik oder die kulturelle Vielfalt von Verwandtschaftsmustern lernte. Der dritte Typ von Erinnerungen sind Sinneseindrücke: der Klang von Rachmaninows »Vocalise«, der Anblick der aufgehenden Sonne in Japan, der Geruch von Gardenien im Frühling oder der Geschmack von frischer Wassermelone mit salzigem weißen bulgarischen Käse. Die letzte – und eindringlichste – Kategorie umfasst emotionale Erinnerungen. Was diesen an Detailliertheit mangelt, machen sie mit ihrer Intensität wett. Es ist eine solche emotionale Erinnerung, die ich an den Abend des 30. Juni 1990 auf dem Alexanderplatz habe.

Mein erster Aufenthalt in Deutschland führte mich in ein Land, das es nicht mehr gibt. Ich hatte den Sommer 1990 damit verbracht, als Rucksacktouristin durch Bulgarien, Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und die Tschechoslowakei zu reisen. Beim Grenzübertritt in die DDR ließen mich die Grenzbeamten erst passieren, nachdem

ich einen bestimmten Betrag Dollar in Ostmark umgetauscht hatte – dabei sollte diese Währung in weniger als einer Woche Geschichte sein. Und als Amerikanerin hatte ich keinen Anspruch darauf, Ostmark am 1. Juli in D-Mark zu wechseln. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie auszugeben, und das tat ich, indem ich allerhand Deutschen, die ich nie zuvor gesehen hatte, Getränke spendierte.

An den Namen des Lokals kann ich mich nicht mehr erinnern, aber es war randvoll mit Menschen, die den bevorstehenden Umtausch ihrer Ostmarkscheine in eine harte Währung feierten. Es waren überwiegend junge Leute, und das Zechgelage dauerte bis in die frühen Morgenstunden. Ich erinnere mich, wie ich nach zahllosen Gesprächen mit Fremden und viel zu vielen Bieren das Gefühl hatte, ich surfe auf der Welle der Geschichte und werde Zeugin eines bedeutenden Einschnitts. In mein emotionales Gedächtnis brannten sich die Hoffnung, die Freude und die Ungläubigkeit über die unendlichen Möglichkeiten ein, die mit der neuen Freiheit verbunden waren. Als jemand, der den Großteil seiner Teenagerjahre in großer Angst vor dem drohenden Inferno eines Atomkrieges verbracht hatte, wurde ich in jener Nacht auf dem Alexanderplatz mit einem alles durchdringenden Optimismus angesichts der Geburt einer neuen Welt angesteckt.

Nach jenem ersten Aufenthalt fand Deutschland immer wieder Wege, mich zurückzulocken. Nach Kurzbesuchen in einem Berlin voller Kräne 1995, 2000 und 2005 zog ich 2008 nach Rostock, wo ich am Max-Planck-Insti-

tut für demografische Forschung ein Aufenthaltsstipendium erhalten hatte. Fast 18 Jahre nach jener wunderbaren Nacht unter dem Berliner Fernsehturm erlebte ich, dass sich die mit der Wiedervereinigung verknüpften Hoffnungen für viele Ostdeutsche nicht erfüllt hatten. Als ich im Sommer 2009 einen weiteren Monat in Rostock verbrachte, wuchs meine Neugier hinsichtlich der gesellschaftlichen Auswirkungen auf einfache Männer und Frauen im Osten. Da ich seit 1997 die Folgen der »Wende« in Bulgarien erforschte, war ich mit den Hoffnungen, die die Menschen in Demokratisierung, Kapitalismus und freie Märkte gesetzt hatten und die nunmehr enttäuscht worden waren, bestens vertraut. Zwar wünschte sich niemand den Autoritarismus zurück, doch viele litten noch immer unter den Folgen der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Umwälzungen und ärgerten sich über die Weigerung im Westen, dieses Leid zur Kenntnis zu nehmen.

Im August 2014 nahm ich ein weiteres Aufenthaltsstipendium an, dieses Mal am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS), und streifte anlässlich der Feierlichkeiten zum 25. Jahrestag des Mauerfalls durch die Straßen von Berlin. Doch das Narrativ von der geglückten Wiedervereinigung – samt prächtigem Feuerwerk über dem Brandenburger Tor und der »Ode an die Freude« aus Beethovens 9. Sinfonie, dirigiert von Daniel Barenboim – blendete die Schwierigkeiten, mit denen viele Männer und Frauen nach wie vor zu kämpfen hatten, die mir im ehemaligen Osten begegnet waren, völlig aus. Wenige Stunden zuvor war ich an der großen Gegendemonstration vor

dem Reichstag vorbeigekommen und hatte einen Mann mittleren Alters gesehen, der ein Plakat mit der Aufschrift: »Gestern = SED-Opfer Heute = Merkel-Opfer« hochhielt. Während des Jahres, das ich in Freiburg im Breisgau verbrachte, musste ich angesichts des Aufstiegs von Pegida und der wachsenden Popularität der Alternative für Deutschland, insbesondere im ehemaligen Osten, immer wieder an dieses Plakat denken. Im Dezember 2015 zog ich nach Jena, vertiefte mich fünf weitere Monate in die deutsche Politik und versuchte zu verstehen, was zwischen dem Jubel auf dem Alexanderplatz am 30. Juni 1990 und dem Fackelmarsch von Rechtsextremen im Zentrum von Jena, dessen Zeugin ich am 20. April 2016 wurde, eigentlich geschehen war.

Da in diesem Jahr der 30. Jahrestag des Mauerfalls gefeiert wird, scheint es mir angebracht, uns über die Geschichte der letzten drei Dekaden Gedanken zu machen. Ich weiß, dass viele Deutsche beim Wort »Sozialismus« an den blassen, weißhaarigen Erich Honecker denken, wie er vor grauen, bröckelnden Fassaden veralteter Fabriken steht, in denen minderwertige Produkte hergestellt werden, die niemand kaufen will. »Sozialismus« ist im besten Fall fade und langweilig, im schlimmsten Fall mörderisch und grausam.

Und doch sind mit der Abkehr vom Staatssozialismus des 20. Jahrhunderts Probleme wie die Instabilität und Ungleichheit, die der freie Markt in Europa hervorgebracht hat, keineswegs gelöst, und die Reallöhne der meisten deutschen Arbeiter sind seit Anfang der neunziger Jahre kaum gestiegen. Ein entfesselter Kapitalismus hat

neue Monopole wie Google und Amazon hervorgebracht und uns den Aufstieg von Geschäftsmodellen beschert, die auf befristeten und prekären Arbeitsverhältnissen beruhen. Zudem steuert Deutschland wie alle Industrienationen mit großer Geschwindigkeit auf eine neue Welt zu, in der Kohlendioxid produzierende Arbeiter von Algorithmen und Androiden verdrängt werden, während gleichzeitig der menschengemachte Klimawandel unseren Planeten zu einem immer unwirtlicheren Ort werden lässt. Der Kapitalismus hat der zersetzenden Kraft der Fremdenfeindlichkeit, des Rassismus oder des Sexismus nichts entgegensetzen. Auch in Deutschland steht eine Frau, die sich ein Kind wünscht, trotz Elterngeld und garantiertem Kitaplatz vor einem ganzen Berg von Schwierigkeiten. Gesellschaftliche und kulturelle Erwartungen schränken Mütter in ihren beruflichen Möglichkeiten ein, und auf umkämpften Arbeitsmärkten werden Frauen mit familiären Verpflichtungen diskriminiert – mit der Folge, dass sie wirtschaftlich zu oft von Männern abhängig sind.

Da das 21. Jahrhundert so viele neue Herausforderungen bereithält – politisch, persönlich, wirtschaftlich und ökologisch –, ist es meiner Meinung nach an der Zeit, die Geschichte des Staatssozialismus im 20. Jahrhundert neu aufzurollen und uns mit Aspekten zu beschäftigen, die in der Vergangenheit geschmäht, ignoriert oder schlicht vergessen wurden. Vermutlich sind die potenziellen Lektionen eines solchen Unterfangens vielfältig; mich interessiert am meisten, was wir darüber lernen können, wie es in Gesellschaften, in denen emotionaler Gewinn und finanzieller Wert weitgehend entkoppelt sind, um die Qua-

lität menschlicher Beziehungen bestellt ist. Ist es beispielsweise denkbar, dass manche sozialistische Gesellschaften und ihre politischen Ideale von der Gleichheit der Geschlechter es Frauen erleichterten, ihr Arbeits- und Familienleben in Einklang zu bringen? Hat die staatliche Förderung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit von Frauen diesen mehr Autonomie verschafft und so die Qualität ihrer Liebesbeziehungen zu Männern verbessert? Schließlich sind Sozialisten seit Langem der Überzeugung, dass das Gebären und Aufziehen der nächsten Generation von Staatsbürgern nicht einzelnen Frauen innerhalb der engen Grenzen der Kleinfamilie aufgebürdet werden, sondern in der gemeinsamen Verantwortung der ganzen Gesellschaft liegen sollte. Einige der frühesten Verfechter dieser Theorie waren Deutsche, daher scheint mir Deutschland der ideale Ort zu sein, um diese Fragen aufzuwerfen.

*

Indes muss ich gestehen, dass ich beim Schreiben dieses Buches nicht deutschsprachige Leserinnen und Leser vor Augen hatte, auch wenn mir die ursprüngliche Idee dazu während eines Deutschlandaufenthalts gekommen ist. Als Fellow moderierte ich im Frühjahr 2015 am FRIAS eine »After Hours Conversation« mit Freiburger Forschern und Studierenden über den Dokumentarfilm *Liebe der Osten anders? Sex im geteilten Deutschland* aus dem Jahr 2007. Da fast ausschließlich »Wessis« anwesend waren, entspann sich eine angeregte und kontroverse Debatte, die ich in meinem Buch *Red Hangover. Legacies of Twen-*

tieth-Century Communism (2017) im Kapitel »Gross Domestic Orgasms« einzufangen versucht habe. Darin bettete ich die Diskussion am FRIAS in den Kontext der anthropologischen und soziologischen Forschung in Deutschland, Polen und Tschechien über Sexualität hinter dem Eisernen Vorhang ein. Vor dem offiziellen Erscheinen von *Red Hangover* lud mich die *New York Times* dazu ein, die Argumentation jenes Kapitels in einem 1200 Wörter kurzen Meinungsbeitrag zu veröffentlichen. Der Artikel erschien in einer Serie von Kolumnen zum 100. Jahrestag der russischen Revolutionen von 1917; meiner Meinung nach ist die Achtung der Rechte von Frauen eines ihrer zentralen Vermächtnisse.

Der Artikel traf einen Nerv und löste weltweit Diskussionen und einen Shitstorm aus. Und da er online an ebenjenem Tag erschien, als in Charlottesville die schockierenden Proteste von Neonazis stattfanden, wurde ich außerdem wochenlang zur Zielscheibe gehässiger Beschimpfungen und Gewaltandrohungen vonseiten der Rechten. Als die Trolle so richtig in Fahrt waren, rief der Verlag Bold Type Books bei mir an und fragte, ob ich Lust hätte, meine Sichtweise etwas ausführlicher zu begründen und mit Verweisen auf die zugrunde liegende Forschung zu untermauern. Zu den größten Kritikpunkten an meinem Gastbeitrag gehörte nämlich, dass ich zu wenig Belege für meine Behauptungen geliefert hatte – was in einem kurzen Zeitungsartikel nun einmal schwierig zu bewerkstelligen ist. Trotz der Gehässigkeit des Twitter-Mobs nahm ich die Gelegenheit, interessierten Lesern diese einzigartigen Forschungsergebnisse näherzu-

bringen, gerne an. Doch in den Gesprächen mit meinem Lektor waren wir uns von Anfang an einig, dass ich unmittelbar jene jungen amerikanischen Frauen ansprechen sollte, die wütend über die sexistische Politik unseres Frauen begripschenden Obersten Twitterers waren. Es sollte ein dünnes Buch zur näheren Ausführung und Unterfütterung meiner Argumentation werden, zugeschnitten auf jene Millennials und Angehörige der Generation Z, die lange nach dem Ende des Kalten Krieges geboren wurden und trotzdem in der mit aggressivem Antikommunismus durchtränkten Kultur Amerikas gefangen sind.

So sehr es mich freut, dass dieses Buch in deutscher Übersetzung erscheint, habe ich daher das Gefühl, mich im Voraus dafür entschuldigen zu müssen, wie sehr es auf Amerika fokussiert ist – vor allem vor dem Hintergrund, dass ich mein gesamtes Berufsleben mit der Erforschung der gesellschaftlichen Auswirkungen der »Wende« in Osteuropa verbracht habe, insbesondere auf Frauen. Mir bleibt nur zu hoffen, dass deutsche Leserinnen und Leser nachsichtig mit mir sein werden, weil sie wissen, wie schrecklich die Lage in den USA in den letzten Jahrzehnten geworden ist. In meiner Zeit in Freiburg und Jena war ich immer ein wenig bestürzt, durch welche rosarote Brille die meisten Deutschen die USA in den acht Jahren der Präsidentschaft Obamas gesehen haben. Ich bin zwar ebenfalls der Auffassung, dass Barack Obama gegenüber George W. Bush ein enormer Fortschritt war (und im Vergleich zu seinem Nachfolger ein Kandidat für die Seligsprechung), doch die fundamentalen Probleme der amerikanischen Wirtschaft hat Obama nie angepackt, und die

Einkommensungleichheit hat er nach der Finanzkrise 2008 in mancher Hinsicht sogar verschärft. Indem Obama die Politik seines Vorgängers fortsetzte und mit dem Argument, sie seien »systemrelevant«, ebenjene Banken rettete, die die Krise überhaupt erst herbeigeführt hatten, bescherte er Durchschnittsamerikanern stürmische Jahre und trägt damit (zumindest indirekt) eine Mitverantwortung für die Katastrophe vom November 2016.

Was den Kapitalismus betrifft, so muss man sich klar machen, dass die Vereinigten Staaten eine ziemlich brutale Version praktizieren. Ich weiß das aus persönlicher Erfahrung, weil ich zusätzlich zu der Zeit, die ich in Deutschland verbracht habe, nahezu zehn Jahre lang in Afrika, Asien und Europa gelebt oder gearbeitet habe: ein Jahr in Ghana, drei Jahre in Japan, ungefähr ebenso lange in Bulgarien und etwa ein weiteres Jahr in Westeuropa. Wenn ich den Lebensstil eines durchschnittlichen Europäers oder einer durchschnittlichen Asiatin mit dem meiner amerikanischen Landsleute vergleiche, bin ich immer wieder über die eklatant unterschiedliche Rolle schockiert, die dem Staat beim Aufbau eines sozialen Netzes zugeschrieben wird. Während alle anderen Industrienationen der Welt in irgendeiner Form staatliche Gesundheitsfürsorge, kostenlose oder subventionierte Hochschulbildung und bezahlten Elternurlaub genießen – um nur einiges zu nennen –, sprechen Amerikaner verächtlich vom »Bevormundungsstaat«. Als Präsident Obama den Affordable Care Act (»Obamacare«) ins Parlament einbrachte, warfen ihm Politiker der Republikanischen Partei vor, er sei ein extremer Sozialist, der mit

allen Mitteln die Vereinigten Staaten zerstören wolle. Ja, jedes Sozialprogramm, das zu einer Umverteilung vom reichsten Prozent zu den 99 Prozent führen könnte, löst durch Mark und Bein gehendes Geschrei über Stalin und den Gulag aus. In seiner Rede zur Lage der Nation Anfang 2019 stellte Präsident Trump klar: »Amerika wird niemals ein sozialistisches Land sein.«

Insofern muss ich zugeben, dass Deutsche es im Vergleich zu Amerikanerinnen ziemlich gut haben: bezahlter Elternurlaub mit Rückkehrrecht auf den Arbeitsplatz, Kindergärten, Krankenversicherung, kostenloses Hochschulstudium usw. Für die in Amerika herrschenden Plutokraten sind große Teile von Kontinentaleuropa eine »sozialistische« Hölle. Selbst im ärmsten Mitgliedsstaat der Europäischen Union, in Bulgarien, genießen wirtschaftlich Marginalisierte mehr soziale Absicherung als in Not geratene Amerikaner. Wenn in Amerika heute von »Sozialismus« gesprochen wird, geht es in der Regel um eine Spielart des demokratischen Sozialismus, wie man ihn in Norwegen oder Schweden antrifft. Verweisen jedoch Bernie Sanders oder Alexandria Ocasio-Cortez auf diese Länder, so entgegnen die Republikaner, das seien ja keine »sozialistischen« Länder, da es dort freie Märkte gebe und alle politischen Freiheiten gewährt würden.

Darauf könnte Bernie Sanders antworten: »Okay, dann setzen wir doch politische Maßnahmen nach dem Vorbild von Norwegen oder Schweden um.«

Woraufhin die Republikaner rufen werden: »Niemals! Das ist Sozialismus!«

Für einen bestimmten Teil der amerikanischen Wählerschaft steht jeder Schritt hin zu einem Ausbau der sozialen Sicherungssysteme auf einer Stufe mit den schlimmsten Verbrechen der Stasi. Anstatt jedoch weiterhin semantische Spielchen mit den Konservativen zu spielen, erobert sich die amerikanische Linke derzeit das Wort »Sozialismus« zurück – auch wenn Angehörige der älteren Generationen immer versuchen werden, diesen Begriff fest mit den ganz spezifischen Gräueltaten des 20. Jahrhunderts zu verknüpfen. Ich möchte deshalb klarstellen: Wenn ich den Begriff »Sozialismus« verwende, bedeutet das nicht, dass ich all das Schreckliche leugne, was das Leben hinter dem Eisernen Vorhang geprägt hat. Nichts liegt mir ferner, als einer Rückkehr zu irgendeiner Spielart des Staatssozialismus das Wort zu reden, wie wir ihn aus dem 20. Jahrhundert kennen. Die Kombination aus autoritärem Staat und Planwirtschaft ist an ihrer eigenen Ineffizienz und ihren inneren Widersprüchen gescheitert. Die DDR und die Sowjetunion sind Schnee von vorgestern, und dabei sollte es auch bleiben. Mir geht es um etwas anderes: Die Gräuel des Staatssozialismus im 20. Jahrhundert sollten nicht dafür missbraucht werden, jede Kritik an den Problemen des heutigen Kapitalismus zum Verstummen zu bringen.

Aber warum sollten wir uns heute überhaupt über den Sozialismus unterhalten, ganz zu schweigen von der Frage, ob er für besseren Sex sorgen kann? Aus meiner Sicht sprechen dafür mehrere Gründe.

Erstens: Auch wenn wenige Deutsche ihr Wirtschaftssystem heute als »sozialistisch« beschreiben würden,